Bernhard Kummer

Geschichtsbewußtsein und Völkerfreiheit

Strick



Bernhard Kummer

Geschichtsbewußtsein und Völkerfreiheit

Ein Vortrag zur Sonnenwende 1953, zur Tagung der Freunde deutscher Gotterkenntnis, in Quelle, Bielefeld



Verlag Hohe Warte · Franz v. Bebenburg · Pähl (Oberbayern)

Nr. 139

Druck: Carl Bauer'sche Buchdruckerei, München 2, Karlstraße 18

Nach einem unheilvollen Kriege haben wir als überlebende Besiegte Jahre gebraucht, um aus der Wirrnis des jüngsten Abschnitts deutscher Geschichte uns wieder hineinzufinden in den unaufhaltsamen Fortgang der Dinge. Manche haben sich zu flüchten gesucht aus ihrer Zeit und aus den Folgen des Geschehenen, manche nun erst recht den Zusammenhängen und Ursachen nachgespürt, haben nachgedacht über eigene und fremde Schuld. Mit oft peinlicher Hast wurde der geschichtliche Wert oder Unwert des jüngst Vergangenen und seiner menschlichen Gestalter dem Bewußtsein der zerrissenen Nation eingeredet, wurden immer neue Urteile über Verurteilte gefällt, und mancher „Nocheinmal-davongekommene" wies auf seine Weise „der Wahrheit eine Gasse" und sich selber einen Ausweg aus der Verantwortung, oder aber einen neuen Weg in sie hinein. Jenseits wie diesseits des schändlichen „eisernen Vorhangs" mitten im Land bemühte man sich, dem zertrümmerten Geschichtsbewußtsein unseres Volkes neue Bewußtseinsinhalte beizubringen; man verbot die Literatur eines Jahrzehnts und setzte an ihre Stelle eine eilfertig aus viel Fremdem gemischte neue; man nannte den Maitag von 1945, da nicht nur ein in Irrtum und Frevel führendes System, sondern auch ein ganzes, tapferes Volk zusammenbrach und zahllos vergewaltigt wurde, „den Tag der Befreiung" und suchte alles hinter ihm Zurückbleibende fertig beurteilt einzuordnen. Man stellte gleichsam große Schattenwerfer auf, die das Licht auf der Bahn des Vergangenen neu verteilten und auch manches ganz dem Blick entzogen, was nichts als unschuldige – aber nun unerwünschte – Tatsache der Geschichte war. Deutlich wurde in diesen Jahren einer zweigeteilten Umschulung unseres Volkes vor allem, wie wichtig den nun Bestimmenden das Geschichtsbewußtsein auch eines ohnmächtigen Volkes noch schien. Sie rieten nirgends dem verführten Volke, wie Hölderlins Empedokles den Agrigentern rät, alles abzuwerfen, alle gestrigen Götter zu vergessen und

einfach neu zu beginnen, sondern man wühlte geradezu in der Vergangenheit des ganzen Volkes wie jedes einzelnen und rief auf zur Rückkehr zu früheren Ausgangspunkten, früheren Parteien, früheren Positionen, überholten Lehren. Man machte die christliche wie die marxistische Verheißung wieder zur politischen Partei, man trieb Schulpolitik mit neuen Geschichtsbüchern und führte gelehrt und ungelehrt den Gegenschlag gegen die Geschichtsauffassung des zertrümmerten Reiches. Man schrieb und redete unendlich viel von der Geschichte, weil man wußte: Nun kam es wieder einmal darauf an, was hängen blieb im Bewußtsein des Volkes. Denn dieses Geschichtsbewußtsein eines Volkes ist eine seltsam große, seltsam ungebändigte Kraft.

Altbewährte Mittel wurden aufgeboten, um eine neue Auswahl des Wichtigsten zur Geltung zu bringen. Straßen, Plätze und Städte erhielten wieder neue Namen. Briefmarken trugen die Köpfe von Thälmann, Marx und Engels oder die Bilder der Kirchen und Patrizierhäuser von Haus zu Haus; illustrierte Zeitungen prägten den Massen ein, was nun als das Wichtigste galt. In den Taschenkalendern, die Hunderttausende „drüben" tragen, werden nun neben Goethe und Marx auch Lenin und Stalin, Grotewohl und Pieck vermerkt, und als Jahrestage: der „Tag der Befreiung", die Oktoberrevolution, der Gründungstag der Partei, der Kriegsausbruch als „Tag des Friedens", der Geburtstag der neuen Staatlichkeit und der Aktivistenbewegung. Am Eingang des Berliner Museums der deutschen Geschichte, das im Herbst in das neu hergestellte Zeughaus unter den Linden übergeführt werden soll, stehen überlebensgroß in Gips die großen Vier: Marx und Engels, Lenin und Stalin, – und auch am Ende der Ausstellung findet man sie wieder. Dazwischen aber deutsche Geschichte – was man nur irgend davon brauchen kann. Denn was an geschichtlichem Bewußtsein im Volke lebt, ist eine Großmacht, an der keine Propaganda achtlos vorbeigehen kann. Und so erscheint in diesem „Museum der deutschen Geschichte", das einer ganz bestimmten Propaganda dient, kein Geringerer als Armin der Cherusker, den man im „Westen" meist nur etwas peinlich a l t germanisch empfindet, wenn man zu Füßen seines Denkmals, keiner Dankespflicht gedenkend, guten Kaffee trinkt. Er erscheint in Stalins Schatten als „einer der ersten Friedenskämpfer", „unserer Jugend ein Vorbild im patriotischen Kampfe um die Befreiung des deutschen Volkes." Er führt dort den Reigen der Freiheitshelden wieder an. Ihm folgen Thomas Münzer, York und Scharnhorst, Gneisenau und Schill, Turnvater Jahn, Stein, Fichte, Arndt, in Bildern und Büsten. Alles umrahmt von jenen „großen Vier".

Und hier? Man ist hier nicht so konsequent, und man ist freier. Man hat die Memoiren: „Der Wahrheit eine Gasse"! Man hat die Männer des 20. Juli und streitet sich: Märtyrer oder Verräter? Man hat den englischen Historiker Toynbee allzu schnell und laut gepriesen, ehe er fertig war. Man hat viele kluge Geister, die Geschichte im demokratischen Geiste verstehen und deuten; aber so recht vom Volke und von den Völkern aus sehen wir die Geschichte noch nicht, weil recht viel Herrschermacht und Weihrauch uns die Augen blenden und trüben. Vor allem hat man viele neue Bücher über „Glauben und Geschichte", „Christentum und Geschichte", dann Darlegungen der Theologen und Philosophen über den „Sinn und Wert der Geschichte", und viel Zweifel an ihrem Sinn überhaupt. Man hat allzu viel fragwürdig werden sehen, Martin Luther und Richard Wagner und dazwischen den ganzen deutschen Idealismus insgeheim mit nach Nürnberg auf die Anklagebank gebracht, Bismarck und Friedrich den Großen und das Preußentum schuldig gesprochen, bis Ehrenrettungen erschienen, gerade dort, wo man sie nicht erwartet hatte.

Es ist gewiß nicht alles gleichgeschaltet; viel Gutes wurde neu geschrieben über Hellas und Rom, über alte Kulturen; der Schulfunk lehrt lebendige Geschichte auch am Beispiel der Entdecker und Forscher, und unser geschlagenes Volk hilft treulich dem gefährdeten Europa, sich sein Geschichtsbewußtsein zu bewahren. Aber ein allgemeines Gefälle, eine Haupttendenz scheint mir sichtbar zu werden: Man will unter voller Nutzung der verdienstvollen deutschen Geschichtsschreibung möglichst heraus aus alledem, was man mit völkischer Blickbeschränkung, protestantischer Einseitigkeit oder nationaler Engherzigkeit bezeichnen könnte, man will Grenzen verwischen, europäisch und weltbürgerlich erweitern – was gut oder böse gemeint sein kann –, man will die durch Verbrechen in Verruf gebrachte Rassenfrage möglichst ignorieren, und man will vielfach – bei aller Demokratie – statt Völkergeschichte noch immer Kronen- und Herrscher-Geschichte, man will statt zu Brutus, Cato oder Tell, zu Cäsar, Augustus und den autoritären Gestalten des Gottesgnadentums die Blicke lenken. Während drüben im sowjetisch besetzten Mitteldeutschland unsere deutschen Kaiser schlechthin nur als „Ausbeuter" gezeigt werden, die deutsche Ostkolonisation nur als „Raubfahrt räuberischer Ritter und imperialistischer Blutsauger", liebäugelt man hier mit historischen Kronen, und die Illustrierten sind erfüllt von Kaiserenkeln und Fürstlichkeiten, von Habsburg bis nach Indochina; nach der Fülle der Bilder vom letzten, fülligen Pharao Faruk muß es um Geschmack, Sozialgefühl, Ethos und Demokratie Europas recht zweifelhaft stehen.

Nachdem uns aus Paris Picassos Figurenspiele und Sartres „Fliegen" genug Unruhe machten, und aus Amerika die schon betagte Josefine Baker und der dicke Jazzkönig Armstrong uns zeigten, was Kunst ist, glaubt das alte Europa nicht mehr wie Hemingways allzuviel zitierter „Alter Mann" an einen letzten, eigenen, großen Fang, sondern empfindet nur ein Verlangen nach Geführtwerden, jene Sehnsucht nach Autorität und römischer Ordnung, mit der jüngst der lutherische Bischof Halvmann in Holstein die Rekatholisierungsfortschritte im deutschen Norden erklärte. Man zeichnet viel römische Ordnung wieder in unsere Geschichte und hat den Schattenwerfer so gestellt, daß die Lebensvielfalt nach innerem Maß, wie sie der Norden bietet, und dieser ganze Norden selbst als Land der Wildheit und des Chaos wieder ganz ins Dunkel fällt.

Erstaunlich ist, wie man mit ihm verfährt: Da schreibt ein Münchener Ordinarius ein neues Buch: „Geschichte Europas, Alte Tatsachen in neuer Beleuchtung"; dem Norden widmet er nur wenige Seiten und nimmt die Sätze, die er von ihm schreibt, zum Teil aus zwei uralten und vollkommen unmaßgeblichen Büchern, als lohne es sich hier auf keinen Fall, einmal die Quellen selbst zu lesen. (Daß dabei sogar die Namen bekannter nordischer Könige falsch geschrieben werden, weil der Setzer jenes benutzten alten Buches für den Familientisch des vorigen Jahrhunderts offenbar aus Typenmangel oft ein „r" für ein „v" nahm, sei nur nebenbei bemerkt; keiner Zone unseres Erdteils pflegt sonst ein Fachmann so wenig Sorgfalt zuzuwenden.)

Mit eindrucksvoller Aufmerksamkeit haben viele bei uns das Buch von Ceram: „Götter, Gräber und Gelehrte" gelesen und sich im alten Ägypten oder Troja von Kriegsgeschrei und EVG-Verträgen unserer Tage ausgeruht. Die Zeitschrift „Kristall" hat mit ihren Bilderbeilagen zur Weltgeschichte großen Erfolg gehabt. Sie hat eindrucksvoll vorgeführt: Sumerien, Babylon, Ägypten, Persien, Indien, China, Mongolei, Tungusen, Japan, Angker Wat, Australien, Polynesien, Osterinsel, Melanesien, die Ainus, Altmexiko, Inkas, Mayas, Tolteken, Azteken, Kreta, Troja, Hellas. Nun ist sie bei den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments, bei den Propheten Israels und den Ausgrabungen in Palästina und Syrien, bei den Zeitgenossen Hiobs und Abrahams. Unter einer Terrakottafigur aus Syrien, die eine Art Wagen mit Pferd darstellt, steht nun rühmend: „Sie hatten längst das Rad erfunden, und das Pferd gezähmt." „Sic transit gloria mundi!" Früher wußte jeder Pimpf von dem älteren nordischen Wagen, bezeugt durch ein Pharaonengrab, und freute sich an dem „Sonnenwagen von Trundholm" aus der nordischen Bronzezeit. Aber diese erschien noch

nicht im „Kristall". Von ihr war im dritten Reich zu viel die Rede. Nun sind die Tungusen wichtiger – und Israels Propheten erhalten das letzte Wort. Denn bei aller Erweiterung und stolzen Forscherleistung ist dies die eigentlich doch reaktionäre Tendenz; Weltgeschichte bleibt für Europas Völker, zumal für die diesseits der Alpen, ohne eigenen Wurzelgrund, bleibt Umschau bei Fremden, sobald sie weiter zurückreicht als bis zu des Bonifatius Tagen. Und das Maß der Dinge liefert – sofern wir die Geschichte religiös-geistig verstehen wollen – eben Palästina, weil hier allein, wie man sagt, Geschichte eines Volkes „von Gott her" sichtbar wird.

Wir müssen uns hüten vor dem Übereifer, die gewiß alte und hohe Kultur des Nordens einfach als höchste, edelste, älteste zu feiern, denn wer wüßte genug, um jemals so zu werten. Noch immer, trotz Spanuths neuem Fund und Werk, liegt „Atlantis" rätselvoll im Meer. Wir haben auch nicht nötig, fremde Schönheit und Größe herabzusetzen, sondern wir freuen uns an ihr. Wir können – um ein Beispiel zu nehmen – auch ohne einen Glauben an das Alte Testament die groß angelegte, wahrscheinlich vorjüdische Geschichte vom Dulder Hiob vor fast viertausend Jahren mit Verständnis lesen und das Ringen einer Menschenseele gegen den Gedanken vom vergeltenden Gott, der dann wieder so unheilvoll herrschend werden sollte, bewundern. Aber wir finden, daß der Sinn für das Tragische im Altgriechischen oder Germanischen diese Geschichte uns ganz anders gestaltet hätte, und wir greifen danach erst recht nach den Trümmern unserer eigenen vorchristlichen Dichtung. Und wenn der Nordwestdeutsche Rundfunk heute eine ergreifende Hörfolge von einem pfälzischen Siedlergeschlecht, das aus seinen jahrhundertealten Höfen auf dem Balkan kriegsvertrieben wurde und nun im oberbayerischen Moorbruch sich in schweren Nachkriegsjahren acht neue, stolze Höfe erbaute, unter die Überschrift stellt: „Hiob im Moor", so enthüllt uns das die bei der Missionierung einst vollzogene Enteignung, die unseren Völkern die eigene Vergangenheit zugunsten Roms und Palästinas mit einem fast undurchsichtigen Vorhang verhängte. Denn das Leid und der Stolz und das Vertrauen auf die eigene Kraft und den waltenden Gott, das diese deutschen Bauern durch Jahrhunderte sich selber treu erhielt und sie nach den Nöten der Vertreibung und Flucht, des Lagerlebens, der Verarmung wieder zu Herren eigener Höfe auf ungenutztem Lande machte, will doch von anderswoher erklärt sein als von Hiob und Abraham aus. Eben dies ist die – kaum immer bewußte – Tendenz: Ins Geschichtsbewußtsein unseres sich immer erneuernden Volkes soll und darf nicht das eigene Elternhaus, das mit seiner reichen Fülle von Vorbildern und Beispielen einer auch heute gerühmten Bauern-Tüchtigkeit im Dunkel des

„Heidentums" steht. Man glaubt es nicht zu benötigen, auch nicht auf der Seite der „freien Nationen", obwohl es das freieste Elternhaus der Menschheit gewesen zu sein scheint. Und dies ist der Irrtum, von dem hier die Rede sein soll, der verhängnisvolle Irrtum, den wir berichtigen wollen – denn wir benötigen es mehr denn alles sonstige Wissen der Geschichte. Man glaubt, während man drüben sich sogar einen Armin wieder heranholt, hier auf die Erblinien völkischen Freiheitswillens verzichten zu können, weil man das „Heidentum", aus dem sie herkommen, und dessen Abneigung gegen jede Art von Seelenvormundschaft, gegen priesterlich geweihte und nicht von innen und unten erwählte und bestätigte „Autorität" fürchtet. Man mißtraut dieser „germanischen Wiederbesinnung", die lange vor dem „dritten Reich" ein ernstes und wissenschaftlich begründetes Anliegen unserer Völker war, weil sie mißbraucht wurde und sich mißbrauchen ließ von einem römisch geschulten Willen zur Macht über Seelen und Völker. Darum will man – gerade auch im heutigen Norden – im Namen der Freiheit nichts mehr vom Elternhaus der Freiheit wissen. Und man will – bei uns zumal – alle die heidentumverdächtigen Stedinger und Friesen und Sachsen und Nordleute in ihren Gräbern ruhen lassen, wohin sie ihr „sinnloser" Widerstand brachte, man will nur das „Te deum" über ihren Gräbern hören und damit beginnen, deutsche Geschichte zu schreiben, ebenso wie skandinavische, englische, slawische Geschichte. Man beginnt mit dem Kreuz!

Da sich Dänemark jetzt entschließt, die Grabhügel und Runensteine an der Jellinger Dorfkirche, wo des Landes letztes heidnisches Königspaar, Gorm und Thyra Dänemarksheil, bestattet liegt, zum Nationalheiligtum zu gestalten, und die Bauern dort gern bereit sind, ihre alten Höfe und Häuser dafür zu opfern, beeilt man sich, des Sohnes Harald zu gedenken, der sich selbst sein Denkmal dort setzte und darauf vermerkte: „Der Harald, der die Dänen zu Christen machte"; und man betont in unserer Presse, die Stätte sei „der Taufschein Dänemarks", und mit dem Taufschein möchte man beginnen, nicht schon in der Wochenstube unter dem Hammer Thors.

Aus Anlaß der englischen Königskrönung, in der soeben vor unseren Augen ein gefährdetes und vielfach in einen gewissen Schatten gedrängtes Weltvolk plötzlich in geschlossener Geschichtsbesinnung und Traditionssicherheit sich erhob und allein durch sein historisches Bewußtsein neues Gewicht und Zutrauen sich gewann, waren auch unsere Tageszeitungen erfüllt von historischen Betrachtungen. Man begann sie meist mit dem Siege Wilhelms des Eroberers oder mit seiner feierlichen Krönung am 24. Dezember 1066,

während deren Verlauf man die draußen wartenden Angelsachsen (angeblich infolge eines Mißverständnisses) niedermachte und ihre Häuser verbrannte. Blickte man weiter zurück, so zeigte man Eduard den Bekenner, der den Normannen und dem Papst den Weg bereitet hatte; den Erzbischof Dunstan, der jenen „hochdonnernden" englischen Imperialismus schuf, der von der dänischen Volkskraft so beschämend gedemütigt wurde, bis man diese nun friedlich im Lande wohnenden „Heiden" in einer Nacht in ihren Höfen auf höchsten Befehl niedermetzelte. (Dänenvesper 1002). Man erwähnte die Salbung und Krönung Egberts (827), vielleicht auch noch die fränkische Merowingerin Berta, die als Königin und Gattin Aethelberts von Kent der römischen Mission den Zugang verschafft hatte, oder den „ehrwürdigen Priester Beda" und die angelsächsische Mitwirkung an der römischen Missionierung Deutschlands. Aber das alles reicht nicht aus, das heute Geschehende zu erklären. Muß man die Krönungsbräuche schildern und das Wunder dieses so pomphaft kirchlich erhöhten und doch so seltsam schlichten und volkstümlichen Königtums einer Frau, so bleibt kein anderer Ausweg, als das verhaßte Wort „germanisch" auch mit anzuwenden. Da muß man auch dessen gedenken, was aus älterem Recht dem päpstlichen Willen gegenüberstand, als Wilhelm der Bastard aus der Normandie die Angelsachsen unterwarf, weil der Papst es wollte und alle Ritter der Christenheit beauftragte, den Volkskönig Harald zu stürzen. Da muß man nicht nur sagen, daß das blaue Banner mit dem römischen Kreuz neben den normannischen, flandrischen und burgundischen Standarten bei Hastings siegte, sondern daß es über eine jahrtausendalte Kultur germanischer Art und über ein Zeitalter der Freiheit, Frömmigkeit und Gerechtigkeit siegte, das noch lange in Zeiten der „Fremdherrschaft" als Idealbild im Herzen des Volkes blieb. Auch wenn unsere Geschichtsschreiber in Verkennung des Wichtigsten weder die Dänenvesper vom Jahre 1002 noch das Blutbad bei der Krönung Wilhelms zu erwähnen für nötig halten, wirkt das überwundene germanische Recht bis in unsere Tage fort. Eine germanische Bewertung des Menschen im Herrscher, ein germanisches, nicht romanisches Führer- und Staatsprinzip hat sich bis heute erhalten. Im noch heute bei der Krönung geforderten Zuruf des Volkes zur Bestätigung und Verpflichtung des nach den vier Himmelsrichtungen vorgestellten neuen Kronenträgers muß man einen „Rest der ältesten, angelsächsischen Demokratie" anerkennen, „in der der König durch das Volk gewählt wurde", oder man muß den Eid, den die durch Salbung und Krönung von Gottes Gnaden hoch über die profane Umwelt erhobene Herrscherin dem Volke leisten muß, ebenfalls aus germanischem Recht erklären, weil er sonst unerklärbar bleibt.

So wird auf einmal offenbar, daß eigentlich das Wichtigste an diesem prachtvollen Krönungstheater und seiner Wirkung durchaus nicht aus der christlichen Geschichte zu erklären ist. Und wenn die schlichte Stimme einer neugekrönten „Herrscherin über hunderte von Millionen", die ihre Krone anerkennen, dann in ihrer Krönungsansprache vom Recht des Menschen auf freie Rede, auf eigene Meinung, auf den Schutz des allen übergeordneten Rechtes spricht, auf ihren Mann verweist, der neben ihr den gleichen Idealen des Volkes diene, und jeder einzelne im Volk geschwisterlich den Menschen unter der Krone erlebt und grüßt, so müßte wohl der verstockteste Gegner einer germanischen Geschichtsergänzung fühlen, daß hier ein staatspolitischer und weltanschaulicher Gegensatz zu der Herrschervergottung des Orients und Roms, zu der von dort her kommenden Profanierung und Entmündigung des Volkes, zu Willkürherrschern und zu Willkürgöttern über geknechteten Seelen und verbotenen Freiheitsworten sichtbar wird, der uns unweigerlich zur Anerkennung des fortwirkenden Germanischen in der Geschichte zwingt. Gewiß ist ohne dieses jene Magna Charta libertatum, die König Johann 1214 zur Begrenzung königlicher Willkür geben mußte, nicht zu erklären. Und wenn eine heutige Magna Charta der Freiheit wirklich nicht Täuschung, sondern ein Weg zur wahren Freiheit aller Völker werden soll, muß man sie mit germanischem Maße messen. Wenn Churchill vor kurzem in Kopenhagens Universität, als man ihm den Ehrendoktor gab, erklärte, die Wikingerahnen der heutigen Dänen hätten der Welt die Achtung vor dem Recht gezeigt, so wird man darin wohl kaum eine Nachwirkung nationalsozialistischer Germanenschwärmerei sehen wollen.

Ich wollte mit alledem zeigen, wie auch bei uns noch heute ein Geschichtsbewußtsein vorhanden ist, aber wie die Tatsachen der Geschichte und die fortwirkenden Kräfte oft einseitig und ungerecht außer Sicht gerückt werden. Den bekennenden Protestanten, die uns das in bezug auf die germanische Wahrheit nicht glauben, sei empfohlen, das neue, bisher größte Handbuch der Religionsgeschichte aufzuschlagen. Nicht weniger als fünfundzwanzig namhafte Gelehrte haben dort unter dem bereits an sich unsachlichen Titel: „Christus und die Religionen der Erde" auf 2250 Seiten (in drei Bänden, Freiburg i. Br. 1951) jede primitive Religion und jede Sekte des Christentums, des Judentums usw. genau betrachtet, aber – wie Heinrich von Glasenapp in seiner Kritik (Neue Ztg. Nr. 102/103, 1.–3. Mai 1953) betont, den Ketzer Martin Luther und den ganzen Protestantismus auf einer Seite als einen peinlichen Irrtum abgetan. Aber gewiß wird Luther trotzdem weiter leben. Das Geschichtsbewußtsein

des Volkes ist nicht so leicht zu lenken und zu unterdrücken. Deshalb baut man es hier und da mit ein und verändert nur das Gewicht der Dinge.

Aufsehen erregte in dieser Hinsicht die sogenannte synchronoptische Weltgeschichte, die uns die Geschwister Arno und Anneliese Peters bescherten. Das Manuskript dieser Zusammenschau weltgeschichtlicher, zeitgleicher Ereignisse erhielt von amerikanischen Aufsichtsbehörden 1949 hohes Lob. Da griffen, wie die „Neue literarische Welt" launisch berichtete, die Kultusminister unserer Bundesländer in ihre Taschen und ermöglichten, gestützt von Gutachten der Fachleute, das Erscheinen. Dann entdeckte man darin den „roten Faden" und warnte die Schulen. Eine amerikanische Agentur sagte den Verfassern nach, sie seien Kommunisten, und unsere Kultusminister schlossen ihre Taschen. Ein Gelehrter, der es gepriesen hatte, rief nach dem Staatsanwalt. Die nicht gute Art des Kampfes gegen das Buch rief wieder namhafte Gelehrte und Geistesmänner auf den Plan: Goetz, Ritter, Vierkandt, Thomas Mann. Da machten die Kultusminister angeblich ihre Taschen wieder auf, und die Presse lobte wieder die „kulturelle Tat".

Es scheint also festzustehen, daß ein amerikanisch empfohlenes und bundesstaatlich gefördertes Geschichtslehrbuch die Weltereignisse mit einer gewissen Sympathie der Verfasser für den Osten auswählt, ohne das zuzugeben. Wir erfahren manches nicht, was den Osten vielleicht belastet. Wir hören, daß der Perserkönig Kambyses „seinen Bruder töten ließ", „um das Reich allein zu beherrschen", und nun vermißt der westliche Kritiker, was Stalin mit dem Leninschen Politbüro tat, um das Reich allein zu beherrschen. Wir finden die Instandsetzung des verkommenen Kanalsystems im alten Ägypten durch den Pharao Psammetich I. vermerkt, aber nicht etwa die Autobahnen Hitlers, was durchaus ohne Neofaschismus zu erwähnen war. Wir finden alle Eroberungskriege verurteilt, aber den Sowjetkrieg gegen Finnland verschwiegen. Danach hätte dieses Werk, zweifellos wohl eine Leistung – und in bezug auf den „schwarzen Faden" im Weltgeschehen offenbar ziemlich hellsichtig, – doch manche persönlich bedingte Schwäche nach „links". Aber wichtiger ist hier für uns: Es zeigt sich in der Umwelt eine beschämende Unsicherheit. Man weiß nicht, welches Maß der Beurteilung und Einordnung der Dinge man fordern soll, damit nicht immer wieder alles nach persönlichen Wünschen oder auf höheren Befehl umgestellt und umgefärbt wird. Man hat den Maßstab für die uns nötige ganze Wahrheit geschichtlichen Lebens einst diesem Europa zerstört, und das ist schwer wieder gut zu machen. Den Maßstab gibt der Norden noch in seinen reichen Quellen. Aber wer wagt ihn zu nennen? Man wagt zwar wieder einmal „Nordische Tage" in einer Hansestadt, aber bietet den

Gästen aus Norden als erlesene Probe historisch-religiöser Kunst das Bekenntnisstück des glühend katholischen Franzosen Paul Claudel: „Johanna auf dem Scheiterhaufen" im ehrwürdigen Kirchenraum. Gleichsam trotz Schiller und Shaw!

Muß man nun zweifeln, ob es je klarer und besser werden kann? Die Geschichtsschreibung scheint willfährig sich dem Herrschenden zu beugen, die Wahrheit der Geschichte nur relativ zu sein. Aber wenn man schließen wollte, daß es überhaupt keinen Maßstab für die Wichtigkeit und Richtigkeit historischer Dinge gibt, so irrte man aus zwei Gründen. Einmal ist nicht zu verkennen, daß unsere Historiker in höchst achtenswerter Arbeit, ja in internationaler Zusammenarbeit, und zumal im neunzehnten Jahrhundert weitgehend frei von Bevormundungen und Tendenz so viel geschichtliche Wirklichkeit aller Zeiten und Zonen erschlossen und geordnet haben, daß diese Arbeit einen festen Grund gelegt hat, den auch Verfemungen bestimmter Historiker und Bücherverbrennungen nicht mehr erschüttern können. Und dann ist es sicher, daß die wirkungsmächtigen Geschehnisse und vor allem die großen Menschen gleichsam eine eigene, fortwirkende Sprache sprechen, die sich nicht zum Schweigen bringen läßt, die in das Bewußtsein ihrer Völker eingeht und von diesen Völkern fort und fort gehört wird, auch wenn ganze Mächtegruppen ihnen diesen illegalen Sendeempfang aus der Vergangenheit verbietet. Vor dieser Tatsache eben beugen sich dann herrschende Systeme, und deshalb ist es nicht nur eine zu beklagende Beleidigung jener Freiheitshelden, wenn man sie einspannt in eine Umschulungspropaganda. Es bedeutet, daß diese Männer als fortwirkende Wesenheit im Bewußtsein ihres Volkes einfach nicht umzubringen sind. Sie sind niemals nur willfähriges Werkzeug einer neuen Propagandarichtung, sondern bringen in jedes Museum, in das man sie stellt, ihre eigene Wesenheit wirkungsmächtig mit. Sie sind nicht nur Zugtiere, vor einen fremden Wagen gespannt, wie etwa der getaufte Widukind als Werbemittel gegen Neuheidentum und der Herzog und Heide Widukind als Führer in die Diktatur, oder wie Johanna von Orleans trotz ihres Scheiterhaufens als Zugkraft für katholische Aktion, der Freiherr vom Stein als Mahner der sowjetisch-deutschen Freundschaft usw., sondern sie sind selbst Zugkraft der Seele ihrer nach Freiheit verlangenden Völker und sprechen uns in Tiefen an, die keine Propaganda erreicht. Sie führen, wo immer man sie einreiht, doch schließlich nach ihrer Weise und nach dem Maßstab ihres Wollens die historische Besinnung auf Wesentliches, oft ganz gegen den Willen derer, die sich ihrer bedienen. Die Kraft des Freiheitswillens etwa, die in den Kämpfern von 1813 lebte, zeugt immer neu entsprechende

Kraft, entsprechenden Freiheitswillen. Ihre historische Wirklichkeit beruht nicht darauf, daß sie nach Westen kämpften, sondern daß sie ins Geschichtsbewußtsein ihres Volkes eingingen als Kämpfer für dessen Freiheit, und wer sie hervorholt in Büsten und Bildern, um sie für seine Ziele zu benutzen, bezeugt nur, wie unumgänglich sie noch leben. Fesseln lassen sie sich nicht in Propagandatempeln, so wenig wie einst germanische Götter nach des Tacitus Worten sich einsperren ließen in Tempelmauern. Und vielleicht kehren sie einst aus dem Schatten Stalins im Berliner Zeughaus in den Westen, der sie wohllebend vergaß, zurück.

Aber gerade deshalb soll man andererseits auch aufhören, zu glauben oder vorzutäuschen, man könne bei Betrachtung und Darstellung geschichtlicher Ereignisse und Gestalten in dem Sinne „objektiv" sein, wie man es bei der Erforschung physikalischer Gesetze sein kann. Wir haben es nicht mit Zahlen oder Steinen zu tun, sondern mit lebendigen Menschen in geschichtlichem Lebensablauf, den wir als Menschen betrachten, und den uns zumeist Menschen, Freunde oder Feinde, Zeitgenossen und Nachfahren, berichten und bezeugen, wie sie ihn sahen. Der Historiker, der sich sachlich neutral wie das „Fatum" oder unbeteiligt wie ein Seismograph damit versuchen wollte, die Erschütterungen und Bewegungen des Menschenlebens in der Vergangenheit zu registrieren, müßte alles Wesentliche unerklärt lassen. Denn nur ein Mensch mit fühlendem Herzen und wägendem Urteil, mit wachem moralischen Bewußtsein und kritisch die subjektiven Aussagen prüfendem Verstand, kann menschliche Geschichte darstellen. Die Wahrhaftigkeit des Historikers liegt darin, daß er weiß und bekennt, was er selber ist, und ehrlich sich bemüht, vom eigenen Standpunkt – und nicht standpunktlos – zu erkennen, was die Früheren waren und wollten. Das schließt aber ein, daß er nichts zu verbergen hat, nichts auf Befehl verleugnen muß von seinem wahren Wesen und Denken. Der Mönch, der in der Klosterzelle über germanische Heiden schreibt, m u ß sagen, was man ihm zu sagen erlaubt oder befiehlt, und vieles, was am Herd etwa in Mütterherzen leuchtet, k a n n er nicht mehr sehen, auch wenn ers dürfte. Das wissen wir. Wir können sein Zeugnis nicht verwenden, ohne zu bedenken, daß dies so ist. Das, was die geschichtliche Wahrheit trübt, ist nicht die eigentliche Subjektivität der Darsteller und Deuter der Geschichte, sondern ihre Selbsttäuschung oder Täuschungsabsicht, ihre Unfreiheit oder Heuchelei. Das gilt so ähnlich auch von denen, die im Banne eigener Haltlosigkeit oder eines Lasterlebens sind. Eine sittlich verdorbene Phantasie kann ein Menschen- und Völkerleben nicht würdigen, das noch Herr ist über das Laster; ein verdorbener Charakter ist blind für das Reine wie für die Treue,

und ein Höriger in Priesterhaft kann nicht freie Seelen verstehen, nicht ihre Wirkung auf Lebende darstellen, ohne zu irren. Nur wenn wir den Menschen, der uns Geschichte deutet, in seinen eigenen Grenzen und Fehlern zu sehen vermögen, wenn er uns ehrlich seinen Standpunkt und seine Beschränkung gesteht, können wir sein Tatsachenwissen und seine Kunst historischer Deutung – neben anderen – uns zur fortschreitenden Erkenntnis der historischen Wahrheit nutzen. Es wäre unsinnig, auf standpunktlose, neutrale Historiker zu warten und zu glauben, ein versteinertes Herz könne den Herzschlag der Völker noch hören. Ja, weil Menschsein in sich schließt die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk und Blut, kann uns derjenige allein das Menschliche in der Geschichte deuten, der sich zu Volk und Blut bekennt und nicht vorgibt, beim Schreiben und Lehren ein heimatgelöster Weltbürger zu sein. Eben deshalb wurde die Geschichte Israels zur Vorgeschichte aller bekehrten Völker – und „Noah aller Teutschen Vatter", wie die Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts betont. Das jüdische Geschichtsbewußtsein war stärker als die innerlich durcheinandergebrachte Völkerwelt seiner Umgebung und als das geschichtslos gewordene Proletariat der römischen Großstadt. Und man fand Wege, diese standpunktsichere, geschichtsbewußte jüdische Minderheit im Namen einer Weltreligion über alle Völker (zumal die Völker ohne Bücherwissen) historisch zu erheben. Die Bücher des Plinius gingen verloren – und wie vieles andere noch – aber die Bücher Mosis blieben erhalten. Die Hirtenvolktradition war stärker als der Kosmopolitismus eines Weltreichs. Uns allen hat dann das unterwanderte Weltreich die Geschichte des Hirtenvolkes an die Stelle der eigenen gesetzt, als es uns zu seinen Provinzen gemacht. Dennoch strebt die Geschichte Europas immer wieder zur Freiheit der Völker hin, und damit auch zu eigener Vorgeschichte gegenüber Rom und Israel. Wir wollen damit keinem etwas nehmen, was ihm gehört, wollen weder ein Weltreich „unterwandern" noch Grenzen übergreifen, sondern nur uns behaupten auf dem eigenen Grund. Wenn nur wahrhafte Menschlichkeit das Menschliche in der Geschichte versteht, ein Heuchler zuviel Trug, ein Böser nur Dämonen sieht, ein Heimatloser nur das Fremde findet – dann ist entscheidend heute, was unsere Zeit für ein Bild vom Menschen selber hat. Die mittelalterliche Kirche mit ihrer abhängigen Kollektivwissenschaft hinter weitgespannten und oft verborgen gehaltenen Herrschaftszielen sah den natürlichen, unbekehrten Menschen in der Macht des Teufels, und konstruierte uns außerhalb ihres Machtbereichs überall ein Unmenschentum, in dessen Freiheitsdrang der Teufel wirkte. Aber unsere Völker erkannten hinter den neuen, geweihten Lichtern der

Weltkirche doch jene andere Völker- und Weltgeschichte im Lichte des olympischen Feuers. Der Humanismus brach einer neuen Weltgeschichtsschreibung Bahn; er fand einen anderen Menschen und den hohen Glauben der Griechen an den Menschen als einen Mikroskosmos im Ganzen der Welt, als kleine Zierde in der großen Pracht der Weltordnung. Wie geschichtlich nah und vertraut stand uns die Welt der Griechen, wie liebte sie unser freiester Dichter, weil sie mit Thermopylen und Olympia, mit Pallas Athene und Perikles, mit Phidias und den Tragikern die wahrhaftige Ganzheitlichkeit menschlich-vielfältigen Daseins in seiner völkischen Bedingtheit zeigte. Wir verstehen diese Welt, solange wir selber ganze Menschen sind und sein dürfen, und völkisch unser Menschsein leben dürfen und können.

Aber wie einst der Wunsch, den Menschen innerlich zu brechen und reif zu machen für die Heimkehr in den römischen Frieden, so regiert heute eine seltsame Neigung, den zertrümmerten Menschen, den zerrissenen Seelenzustand, das angsterfüllte Herz, das Chaos und die Fülle der Dämonen in der Seele für das Normale und einzig Beachtenswerte, für das Menschliche auszugeben und zu züchten. Mit solchem Menschenbild gelangt man aber nicht zur fruchtbaren und freien Darstellung menschlicher Geschichte, deren Kulturwunder nicht aus Angst und Zwang und Verführung durch böse Geister, sondern aus Vertrauen und Freiheitswunsch und Liebe, ja Opfer entstanden.

Ein neues Buch nennt den Glauben der Griechen „die Religion der Gewißheit vom Kosmos" (Kurt Kerenyi, Köln 1953). Unser Glaube – wenn man den intellektuellen Wortführern glaubt – ist die „Gewißheit vom Chaos" oder vom „Nichts". Der Mensch als harmonisches Ganzes im Ganzen wurde nie eifriger geleugnet. Ein sinnloses Bündel von Nerven und Trieben, ein Psychopath in schamlosen Selbstbekenntnissen und Selbsterniedrigungen tut sich kund, ein zertrümmerter Mensch, dem der Osten den mechanisierten Menschen, den Roboter, gegenüberstellt. Dieser wahrhaft Dekadente, von einer Gruppe Überzüchteter zwischen Genuß und Zerknirschung in beleidigender Verallgemeinerung zum Maß unseres Menschseins gesetzt – ein Hohn auf die Millionen mundtot gemachter Gesunder, ein tödliches Gift in der „freien" Welt – ist die psychische Entsprechung zur Atomkernspaltung der Physik, die innere Selbstzersprengung des Menschengeschlechts. Paris vor allem liefert ihn uns, diesen zertrümmerten Menschen. Picasso kommt von dort, und Sartre, beides „westliche" Kommunisten. In tausenden von Werken hat Picasso, wie er selber bekannte, sich und die anderen mit „seinen Scherzen, Nichtigkeiten und Bilderrätseln"

unterhalten und dann gespottet: „Je weniger die Kunstkritiker die Seltsamkeiten, die mir durch den Kopf gingen, verstanden, desto mehr bewunderten sie mich." Aber nicht einmal dieses „Altersgeständnis" milderte seine Geltung. Und die zertrümmerte Natur und die zertrümmerten Menschengesichter auf seinen Bildern, erklärbar nur aus den Trümmern in der eigenen Brust, füllen Ausstellungsräume, sogar in der „ewigen Stadt", wo freilich die noch von altem römischen Ordnungswillen zehrenden Römer ihnen etwas die kalte Schulter zeigten. – Und Sartre! Zwischen dem „Sein und dem Nichts" führt er die Gottlosigkeit spazieren, und die Bekenntnisse seiner Geliebten bringen ihn uns „menschlich" nahe, mit aller Offenheit. Wo solche Sterne am Abendhimmel des christlichen Zeitalters leuchten, kann man nur Menschheit unterm Fluch, nur Trümmergesichter sehen, nur den Angstschrei manischer Depressionen im Gottlied der Völker hören, nur Undank gegen die Gottheit und alle Liebenden aus den ins Nichts starrenden Augen schauen sehen, nur Flucht vor dem klaren, schönen Sinn des Daseins beobachten, Flucht – die eines Tages manchen großen Nihilisten zum Schauprozeß seiner Bekehrung dorthin treibt, wo der große Beichtstuhl auf die Zertrümmerten wartet. – Es gibt Zeitgenossen, die sich wundern, wenn der Papst einen Spötter und Verächter lächelnd empfängt oder wenn die Kirche Luthers in einem Sartre allen Ernstes den „Schrei nach Gott" zu erlauschen sucht und darüber den Widerwillen von Millionen treuer Menschen mißachtet, die weniger interessant sind, weil sie nicht aus Verworfenheit nach irgend etwas schreien, was eine Kirche auch noch Gott nennt, sondern trotz allem menschlichen Ungenügen zufrieden und in Ordnung sind und irgendwie Gott selbst noch „haben". Aber dies alles hat seinen kirchengeschichtlichen Sinn, bis zur geförderten Distanzvernichtung und Erotisierung im Karnevalsgetobe und bis zur Zertrümmerung des Selbstbewußtseins und Volksstolzes in würdelosen Schuldbekenntnissen und Selbstanklagen.

Gewiß: Wer Menschliches in der Gegenwart nur zertrümmert kläglich vor sich hat, kann es auch in der Geschichte nicht anders finden. Aus Trümmern gewinnt man keine Kulturerkenntnis, wenn man nicht selbst die Kraft hat, die Kulturen baut; und Trojas Trümmer hätten einem Nihilisten nichts erzählt von Hektor und Andromache. Nachdem wir eine Zeit lang nur Cäsaren sehen sollten, nur ein paar Übermenschen, stellt sich jetzt die „Spottgeburt aus Dreck und Feuer" den Massen als das zeitgemäße Menschenbild vor. Und den Rest von Individualität in all den vielen guten Dummen, die es glauben, fängt man ein mit Wochenhoroskopen. Da fühlt sich jeder dennoch „groß" im eigenen Geschick; die Sterne in der Ferne

walten darüber, ob man an diesem oder jenem Tage gute Geschäfte macht oder betrogen wird. Ist dieser Mensch nicht groß und frei? – Ich denke, die neue Blüte der Horoskope in der ganzen Bundespresse ist allein Beweis genug, daß die bisherigen geistigen Erziehungsmittel und geschichtlichen Weisheitsquellen nicht geeignet sind, uns zur Freiheit zu führen. Der Aberglaube Babylons hat gesiegt, weil Germania nicht reden darf.

Nur wer selbständig zum Ganzen strebt und am Ganzen teil hat, erkennt das Streben und Bauen vergangener Geschlechter. Nur der sich sinnvoll tätig wissende Mensch in einer aufrichtig bejahten Gemeinschaft kann den Sinn vergangenen Menschendaseins verstehen. Wer nur Jagdwild moderner Lebensangst, Treibsand auf sinnlosen Wegen eines unbekannten Willkürgottes, Spielball in der Hand selbsterfundener Dämonen oder fremder Puppendrahtzieher und eigener Laster ist, sieht immer nur einen rätselhaften Maskenzug – und fragt auch nicht mehr nach dem, was aus den Menschen Masken und Marionetten macht.

Aber wir brauchen nicht nur das Wissen vom Menschlichen, sondern das von der Freiheit des Menschen. Dies ist die vornehmste Lehre der Geschichte, daß Menschen und Völker immerfort um Freiheit kämpfen, weil der Mensch „frei geschaffen" ist, aber vielfach in Ketten gelegt und schwer nur sich wieder befreiend. Freisein ist nicht einfach ledig sein, losgelöst und unabhängig sein, sondern sich entfalten können, wachsen dürfen nach eigenem Gesetz; denn da ist Freiheit, sagt Ernst Moritz Arndt, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt, und er verbindet dieses Lebendürfen nach eigenem Maß mit der Heimat, dem Elternhaus, also mit der Bindung nach innen und unten. Denn was wachsen und sich entfalten will, muß Wurzeln haben und Grund unter sich, und eine Umwelt um sich her, die sein Gedeihen fördert. Menschliche Freiheit ist also nach altem Bauernwissen nicht Bindungslosigkeit schweifender Raubtierart, sondern die Kronenfreiheit gewachsenen Lebens, nicht Entfesselung und Losgerissenheit, die Haltlosigkeit bedeuten, sondern Verankerung, Standpunkt haben, Teilhaben am Ganzen nach ererbtem Maß und Willen. Der berühmte Spruch: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren", wird immer wiederholt. Wer um Freiheit kämpft, beruft sich auf Ahnen und erklärt, gegen angemaßte Rechte der Unterdrücker einen früheren oder sogar einen Naturzustand wiederherstellen zu wollen. Denken wir an Athens Kampf gegen die Perser, an den Germanenkampf gegen Rom, an Island oder Finnland! Völker ohne Geschichtsbewußtsein und eigenen Herkunftsstolz, Menschen ohne Elternhaus und Ahnen kämpfen zumindest für eine ganz andere Freiheit, für ein Sichausleben auf Kosten anderer, für ein Sichverschwenden ohne tieferen Sinn,

und sie werden leicht mit einer Scheinfreiheit beschwichtigt. Wer nur Sklaverei in der Geschichte kennt und keine freien Ahnen, opfert kaum etwas für wahre Freiheit.

Dem entspricht, daß die Freiheitsberaubungen immer auch Versuche sind, das Geschichtsbewußtsein zu tilgen. Der Unfreie in der Masse der Unterworfenen ist von je „der Mann ohne Sippe, ohne Recht, ohne Herd" (Homer), man kann nur über Herdentiere mit Willkür herrschen, nicht über einen Wald von selbstgegründeten Persönlichkeiten. Wo immer sich der Massenmensch im „Kollektiv" zusammenfegen läßt, bezahlt er seine Anlehnung und Unterordnung mit dem Verlust des persönlichen Herkunftsbewußtseins. Aber die wirkungsmächtigen Freiheitsgestalten der Geschichte sind stets auch die treuesten Söhne und Enkel gewesen, am tiefsten verbunden ihrem Heim und Land. Wer ihre Freiheit nehmen wollte, mußte sie losreißen von diesem Grund, sie verpflanzen wie den Sigurd der nordischen Sage in eine fremde Bruderschaft, ihnen die Ahnen unsichtbar machen im „Vergessenheitstrunk" einer neuen Lehre, wie das mit den germanischen Völkern in einzigartiger Planmäßigkeit geschah. Schillers Tell wäre nicht der Tell, wenn er uns nicht sichtbar würde als Glied eines Volkes, als bester Sohn seiner Heimat, als Gatte und Vater auf eigenem Grund. Und wie treffend erscheinen oft in der Geschichte die Eroberer und Unterdrücker als „Bastarde", als Leute ohne Herkunftsklarheit und Elternhaus.

Wer ein Zuhause hat weiß, wozu er die Freiheit braucht und warum er sie auch allen Guten gönnen soll. Und diese Freiheit fordert nicht nur ihren eigenen Lebensraum, sondern auch den unbegrenzten Raum der eigenen Vergangenheit, fordert die ganze geschichtliche Wahrheit, von keiner willkürlich gezogenen Grenze durchschnitten. Sie fordert immer wieder freien Blick auf alle Tatsachen der Geschichte und will die ganze Wahrheit für ein ganzes Leben.

Die Wahrheit ist ein unteilbarer Wert. Halbe Wahrheiten sind oft schon halbe Lügen. Aber wir Menschen irren viel und vermögen oft die ganze Wahrheit nicht zu erkennen. Dann ist nur entscheidend, ob wir eine Unruhe im Herzen spüren, daß wir die ganze Wahrheit finden möchten, oder ob wir uns mit der Halbheit zufrieden geben. Entscheidend ist, ob ein unbestechliches Maß für den Wert der Wahrheit in uns wirkt und mahnt, oder ob eine Trägheit sich in unserer Seele breit macht und uns überredet, es uns bequem zu machen bei den halben Lügen.

Der lebendige Mensch fragt nach der Wahrheit in allen Dingen bis zu seinem letzten Erdenaugenblick. Und er verjüngt sich immer neu durch diese

Fragen. Aber die früh verblichenen Seelen verkümmern in der Haft der frommen oder frivolen Lügen; kein Kampf um Wahrheit erhält sie frisch lebendig, sie lassen sich wie eingesperrte Tiere mit den Brocken fremder Geistesbeute füttern, und das Auge ihres Erkenntnisstrebens schaut erblindend in den blauen Dunst, den ihm die Priester aller Dogmen vorzaubern.

Wahrheit ist ein eindeutiges Licht, aber ein Ziellicht u n d ein Innenlicht unseres Lebens. Es muß die Wahrheitssuche lenken – und uns zur Wahrheit näher heranziehen. Es muß die Wirrnis unserer Zweifel von innen her ordnen in Richtung auf das entgegenleuchtende hohe Menschenziel. Denn das Lichtgebot in uns will mit dem Sternenhimmel unserer Ideale einig werden. Nur dann schafft es die fruchtbaren Zweifel an dem, was hier und da für wahr gehalten wird und oft nur Wahn ist. Der Zweifel, von dem Theodor Storm einmal sagt, er sprenge die Pforten der Hölle, wird uns nur „von der Stelle bringen" und förderlich sein, wenn er dem Streben nach Wahrheit dienstbar ist, das heißt, wenn wir nicht einfach nur Zweifler und Skeptiker sind, sondern bemüht um die Erkenntnis Gottes, über allen Zweifeln hinaus, und dankbar für dorthin gewiesene Wege, weil wir an Wahrheit glauben.

Das weltberühmt gewordene Achselzucken des Römers Pontius Pilatus: „Was ist Wahrheit?" ist der unfruchtbare Zweifel eines Skeptikers. Er mag Wert haben als Mahnung zur Bescheidenheit, die es dem irrenden Menschen verbietet sich anzumaßen, er habe die Wahrheit schlechthin in ein paar Dogmen eingefangen für alle Zeiten; aber er steht ohnmächtig vor dem kritiklosen Glauben an ein Gottgesandtsein, an ein Wunder. Hinter diesem Zweifel des müden Römers steht kein sich im Streben nach Wahrheit verjüngendes Herz, kein um neue Wahrheitserkenntnis ringendes, junges Volk. Mag jene Szene geschichtlich sein oder nicht: sie stellt an den Anfang unserer „abendländischen" Geschichte den jüdischen Glaubenssieg über ein keiner Erneuerung durch Wahrheitsstreben mehr fähiges Römertum, und m i t ihr stellt man seitdem die Ohnmacht des Zweifels immer neu gegen die Macht des Glaubens. Man tut so, als sei diese glaubenslose und hoffnungslose Pilatusfrage der einzige mögliche Widerspruch gegen eine Weltreligion, die aus Israel zu ihrer Weltmission aufbrach. Auch wir sind leicht geneigt, uns damit zufrieden zu geben, uns nur spöttisch und rechthaberisch zu erheben über die Ungereimtheiten des kirchlichen Fürwahrhaltens und mit Zitaten großer Spötter und Zweifler von Tacitus über Heine bis zu Schopenhauer und Nietzsche unsere Volks- und Menschen-Geschwister christlichen Bekenntnisses zu Toren und Schwärmern zu stem-

peln, als wäre damit auch nur das Geringste gewonnen für unser Ziel, das nur erreicht wird im Lichte der Ehrfurcht vor jedem noch so irrtumverschütteten Wunsch nach Wahrheit und Gottheit in einem Herzen. Auch über jede „Geistesfreiheit" heute, die kein Gotterkennen hat und – in falsch verstandener Naturwissenschaft – den Gottesbegriff den Kirchen überläßt, siegt immer wieder der Glaube, wie einst über den aufgeklärten Römer das Christentum, denn mit Gott gibt man die Wahrheit preis!

Aber zwischen jenem ziellosen Zweifel an der Wahrheit schlechthin und dem fanatischen Fürwahrhalten begeisterter Gläubiger, das oft zu Glaubenszwang, zu Ketzermorden ohne Zahl, zu Glaubenskriegen voller Grausamkeit und zu Geschichtsfälschungen ohne Maß verführte, gab es und gibt es ein Drittes: die lebendige, stets sich verjüngende Ehrfurcht vor der Wahrheit als eines ewig wirkenden Wertes hinter allen menschlichen Irrtümern und Zweifeln. Die alten Perser stellten sie über alles, und in germanischen Bauernhäusern war sie heimisch. Und wenn ein germanischer Gesetzesprecher einen Messias aus anderem Volk hätte aburteilen sollen, so hätte er dessem Anspruch, die Wahrheit zu künden, wohl nur entgegnet: „Das ist gut, wenn du die Wahrheit willst. Das wollen wir auch! Bleibe jeder bei seinem Streben und in seinem Volk!" Und hätte ihn selbstverantwortlich frei gelassen, auch wenn die Masse schrie: „Kreuzigt ihn!"

Unsere abendländische Geschichte ist gleichsam um diese dritte Stimme im Chor der Glaubenskämpfe betrogen worden, obwohl sie immer wieder aus der Tiefe drang. Die Dogmatiker der Rechtgläubigkeit stellen ihre Sätze immer neu jenem Pilatuszweifel gegenüber und erfechten über jeden Skeptiker den gleichen Sieg. Denn jeder Gottesgedanke – auch der primitivste – ist wirkungsmächtiger als ein an allem ewigen Sinn seines Daseins zweifelndes Menschendenken, das alles Göttliche preisgegeben hat. Deshalb siegte Paulus, der erst Saulus war und einen Stephanus steinigte, über das alte Rom, das voller Priester und Heuchler war und an dessen aus allen Völkern zusammen geborgte Götterbilder kein einziger gebildeter Römer glaubte. Was immer auch Augustus dann in jener berühmten Säkularfeier vom Jahre 17 aufbot an religiösem Theater, an Wiederbelebung alter und Schaffung neuer Kulte, zu denen dann der Kaiserkult, die Herrschervergottung trat, – es war keine Ehrfurcht vor der Wahrheit in diesem bunten römischen Götterspiel. Die Christen aber glaubten heilig ernst an ihre Wahrheit, und die Heiden im Norden erstaunten über ihren Sieg gegen Rom. Immer bereit, die Wahrheit – mit Ehrfurcht vor ihrem zeitlosen Wert – hinter jeder Menschenstirn und in jedem Gottesgedanken zu suchen, hörten sie sich die Botschaft vom „weißen Krist" auch an; und

wir dürfen sicher sein, daß dieses Anhören sie weder um ihr selbständiges Weitersuchen und Fragen, noch um ihr Bewußtsein eigenen Herkommens und eigenen Weges je gebracht hätte, wenn nicht das überwundene Rom und sein Spiel mit der Wahrheit sie verwirrt hätte. Vom Geiste Jawehs nun erfüllt, trug es im Mantel der Nächstenliebe versteckt das Schwert der Cäsaren gegen den bereits siegreichen Norden, verbarg den fremden Sinn der Lehre hinter der wie Odins Asgard lockenden Macht, gewann die Mächtigen gegen die Geringen, schuf durch sie neue Gesetze, neue Sitten, neuen Staat und eine neue büchergewaltige Weltgeschichte, die in Palästina begann. Und dies war das Tödliche! Erst als es Nacht ward über dem Lande der Ahnen, schlug die Predigt Roms uns in Zauberbann.

Dem germanischen Denken heute wie einst ist es gemäß, an die Wahrheit zu glauben und sie überall zu suchen. Darum ist ihm auch gemäß – mit Dr. Mathilde Ludendorffs Worten – jene „tiefe Ehrfurcht vor der innersten Wahrhaftigkeit, die trotz allen Irrtums den alten religiösen Mythen der Vergangenheit innewohnt", und ein Gefühl dafür, daß eigentlich alle, die in Gottesgedanken Wahrheit suchen, bei allen Gegensätzen näher zueinander stehen als diese alle insgesamt zu denen, die „da glauben, das nüchterne Nützlichkeitsgesetz sei das letzte Geheimnis des Lebens, die zweckbeherrschte Endlichkeit sei das einzig Wirkliche, das innere Erlebnis des Unsichtbaren aber sei unhaltbare Einbildung unklarer, unreifer Denker." (Triumph des Unsterblichkeitwillens 1950, S. 115).

Gefährlich für unsere innere und äußere Freiheit (– wir gäben uns sonst selbst ein Armutszeugnis vor dem fremden Volk der Propheten –) ist niemals die vornehme Großzügigkeit oder Lernbereitschaft, die auch die Meinung anderer achtet, anhört und duldet, ja durch-d e n k t. „So bejahen wir den ewigen Kern aller Mythen, aber erkennen das Unwahre und Widersinnige in allen Dogmen", – ich glaube, dieses Wort (Triumph des Unsterblichkeitwillens, S. 117) gibt die germanische Haltung schlechthin wieder. Wir können das Bild oder Gleichnis nicht schmähen, das jemand sich als seine Wahrheit vor Augen hält, nach Wahrheit verlangend, aber lehnen ab, wenn man sie uns, zu Dogmen geschmiedet, als Sklavenkette um den Hals wirft, wie das mit antigermanischer, römischer List geschah, als wir uns nicht recht mehr bedachten, wer wir selber waren. Erst die Fragwürdigkeit des eigenen Inneren, der Zweifel an der Wahrheit schlechthin, an der selbständigen Möglichkeit, sie nach dem Vorbild der Ahnen zu finden, an der eingeborenen Verpflichtung, sie ehrlich zu suchen und an der Zuverlässigkeit unserer wegeweisenden Geister, ist das, was uns fremder Vormundschaft unterwirft. Die vergreisten Seelen, die nur noch müde, mit

der traurigen Schein-Überlegenheit des Skeptikers fragen: „Was ist Wahrheit?" hemmen nur den Freiheitskampf um die Wahrheit und helfen uns nichts. – Viele Freiheitsscharen gegen den Dogmenzwang des Kirchenglaubens sind durch ihren Mangel an Gotterkenntnis, an Positivem, durch die Durchsetzung der eigenen Reihen mit „Gottlosigkeit", gescheitert.

Die ihrer selbst nicht sicher sind, die wollen nur andere unsicher machen. Sie können zerstören und Bilder stürmen und niederreißen in Unduldsamkeit, können Fromme aus der Kirche rufen und spotten über die Beharrenden, wenn man sie „steinigt", denn der unduldsame Fanatismus ist ein Zeichen innerer Unselbständigkeit und Angst vor anderer Meinung oder Neid vor der törichten Sicherheit des Gläubigen. Solche sich selbst nicht Sichere aber – mögen sie sich noch so trotzig gebärden – sind anfällig für Bekehrer und Seelenfänger, die auf die schwache Stunde warten, sie sind ohne eigenes Schwergewicht und können nicht bestehen ein Leben lang, zumal in auswegloser Menschennot. Und sie sind auch oft von Volk und Land Gelöste, sie denken nicht daran, wie man allen Heil bietet, sondern zählen sich gern zu einer Elite der Wissenden über der Menge, sie haben einen falschen Begriff von der Freiheit, wollen geschichtslos und bindungslos leben, in den Tag hinein, – und werden eines Tages überwältigt von der traditionsgesicherten, jüdisch durchdrungenen Größe Roms, wenn sie nicht verkommen in ihrer isolierten und sinnlosen „Freiheit".

Erschütternd ist in diesem Zusammenhang das Beispiel der begabten norwegischen Dichterin Sigrid Undset. Liest man ihre Jugendwerke voller entfesselter, haltloser Gestalten, kann man verstehen, warum sie dann so leidenschaftlich katholisch wurde. Aber dazwischen liegt, vom Vater her ihr ans Herz gelegt, die Besinnung auf Geschichtliches, auf die Geschichte ihres Volkes, aus der sie die Anregungen zu ihren größten Werken nahm. Es sah so aus, als fände sie hier aus der haltlosen Erotik und liberalen Scheinfreiheit zurück zur gemeinschaftstreuen Freiheit ihrer Ahnen. Aber sie gelangte nur bis zum Mittelalter, nur bis zu Olaf dem Heiligen und zu seinem Eifern für Rom. Sie hatte nicht den ausreichenden Trieb zur ganzen geschichtlichen Wahrheit und Freiheit, sie konnte weniger als andere den schwarzen Vorgang aufreißen, der vor den heidnischen Zeiten hing. Sie hat die schlimmsten Schandworte dann über ihre eigenen, vorchristlichen Ahnen geschrieben und sich leidenschaftlich zu Rom bekannt, Roms grausame Gewaltanwendung entschuldigt und sich für das Wiederkatholischwerden des Nordens eingesetzt. Und in ihrem letzten Buche, in der Verbannung geschrieben, schmähte sie, jede Blutsverwandtschaft mit uns ablehnend, die aus Sumpf und Urwald gekommenen „Germanen", rief auf zum „Haß

gegen alles Deutsche" und spottete, daß uns Deutschen trotz eines Friedrich Schiller, den wir nicht verstanden hätten, der Sinn für Freiheit fehle.

Es ist das Wesen Roms, durch die Entwurzelten zu siegen. Und der Kampf um die Menschen wird deshalb schon dadurch entschieden, daß sie nicht mehr im eigenen Grunde wurzeln oder nicht wieder Wurzel fassen im eigenen Grund. Aber immer wieder suchen Menschen und Völker diesen Grund, immer neue Funde gibt unsere Erde ans Licht, die von vergangenen Zeiten berichten und uns zwingen, uns in die Geschichte auf eigenem Grund zu vertiefen – und so geht der Kampf immer weiter zwischen denen, die die ganze Wahrheit wollen und denen, die sich an den schwarzem Vorhang hängen, damit überall unsere Geschichte erst mit dem „Taufschein" beginnt.

Was für erschütternde Beispiele für diesen Kampf um Geschichtsbewußtsein und Freiheit liefert die Weltgeschichte! Bis zu jenen Norwegern, die Island zum Hort der Freiheit und der geschichtlichen Wahrheit machten, bis zu jenen Nordleuten in den zwei Kolonien Grönlands um die erste Jahrtausendwende. Wie suchten diese Menschen auf den etwa dreihundert Bauernhöfen im Lande des ewigen Eises im historischen Zusammenhang mit Europa zu bleiben! Zumindest e i n Eddalied vom Untergang der Nibelungen im „Hunnenland" ist auf Grönland gedichtet. Sie wußten, was die G e s c h i c h t e für ihr Dasein bedeutete. Sie durften auch bei ihren „Winland"-Amerika-Fahrten nicht vergessen, woher sie stammten, schauten aus nach letzten, rettenden Schiffen, als die christliche Welt sie preisgegeben hatte, und ritzten in Runen ihre Not, in denselben Runen, mit denen in der Heimat seit vielen Jahrhunderten die Menschen ihre Totenehrung in die Steine ritzten oder mit denen die nordischen Krieger in Byzanz ihre Namen auf jenen Sockel des Marmorlöwen im Piräus vor Athen einschrieben. Vielleicht ist dies das ergreifendste Beispiel wahrer geschichtsbewußter Freiheit noch im Tode eines ganz in die Ferne abgesplitterten Volksteiles: Hinblicken von grönländischen Eisbergen über bergenden Tälern hinaus aufs Meer und über die ganze, weite germanische Welt, die der Tatendrang der Vorfahren erkundet und befahren hatte, und mit einem historischen Heldenlied und mancher Saga noch beitragen zur Erhaltung des gemeinsamen Besitzes, während – wie eine Chronik meldet – die Christen das Grönlandfahren einstellten, da sich die Grönländer wieder dem Heidentum zugewandt hätten, und die in Rom bis nach Luthers Tod ernannten Grönlandbischöfe längst nicht mehr daran dachten, die Verlorenen aufzusuchen. Das katholische Nachschlagewerk heute verschweigt uns, daß sie jemals gelebt.

Es ist gewiß nicht leicht, dem Menschen von heute begreiflich zu machen, daß und warum jede Macht, die die Freiheit anderer Menschen unterwerfen zu müssen meint, stets auch das Geschichtsbewußtsein umprägen und auslöschen möchte, soweit es Früheres bewahrt. Und daß das Ergebnis dann ein Kampf ist, weil erlebte Geschichte d o ch weiter lebt und weil die Wahrheit keine Ruhe gibt gegen die Lüge. Diese Auseinandersetzung erfüllt die Geschichte der europäischen Völker, insbesondere der germanischen Völker. Sie verbraucht und erneuert ihre Kräfte, sie lähmt und belebt ihre Handlungsfreiheit, sie stellt uns alle Vergangenheit in ein abschreckendes oder lockendes Zwielicht, in Nebeldunst oder Märchenlicht. Wir brauchen aber endlich klares Lebenslicht mit seinem Licht und Schatten.

Wie seltsam, wenn wir lesen, daß einst ein Englandkönig den Namen Jacob tragen sollte, aber das Volk wehrte sich gegen den fremden Namen und erzwang einen heimischen. Die große Umtaufe war dennoch nicht aufzuhalten, oft nahmen dann fürstliche Gekrönte und Täuflinge einen neuen biblischen Namen an und verleugneten im alten Namen die alte Zeit, das eigene Elternhaus, vergaßen, woher sie stammten. So wurden wir geblendet. Der römische Erntewind hat uns Sand in die Augen gestreut und ganze Wanderdünen der Vertuschung über unser Ahnenland. Die Unterwerfung der germanischen Völker unter die Macht des neuen römischen Staatswillens und der römischen Hierarchie, die beide aus Völkern Provinzen und Protektorate machten, aus wachsendem Leben in Freiheit nur reglementiertes Dasein, hat sich stets auch als große Enteignung des völkischen Geschichtsbewußtseins abgespielt. Es war nicht nur eine gelehrte, harmlose Spielerei, wenn von den Franken zu den Nordleuten die Lehre drang, daß alle Germanen von Troja stammten, wohin ein Nachkomme Noahs gekommen sei; daß der Gott Donar-Thor, im Norden Okuthor, Wagenthor, der Held Hek-tor gewesen sei; daß die angelsächsischen Könige von Wodan und Cäsar und dann letztlich von David abstammten; die Götter der Germanen als „Asen" Asiaten waren usw. Es handelt sich um eine eindeutig und tausendfältig nachweisbare Wegnahme des Geschichtsbewußtseins und der Ahnenbindung, eine planvolle Toterklärung des fortwirkenden Erbgutes unserer Art, eine Umtaufe und Umerziehung, eine Entheiligung des früher heilig Geltenden, eine Profanierung des geschichtlich gewordenen Volkes, denn nur so schien es möglich, die absolute Herrschaft über seine Seele zu errichten. Wie klarsichtig gibt die isländische Volkssage diese Umschulung wieder, wenn sie erzählt, der berühmte erste christliche Gelehrte Islands, Sämund der Kluge (man hat ihm sehr zu Unrecht die Edda zugesprochen!), habe bei einem Schwarzkünstler und

Astrologen der Pariser Gelehrtenschule geweilt und dort seinen Namen und seine Herkunft so vergessen, daß erst ein Heimatgenosse ihn dort aufspüren und ihm mühsam den Namen und die Heimat – und das Heimweh – wieder erwecken mußte. Und mit Hilfe der astrologischen und zauberischen Künste, die er gelernt hat, gelingt ihm dann die Flucht nach Hause, wo er die christliche Gelehrsamkeit beginnt und den Zehnten einführt. Dem Volke war dieser Mann „unheimlich" und „fremd geworden", wie die Sagen beweisen, die ihn umranken, aber unsere Gelehrten im Anfang der Eddaforschung glaubten allen Ernstes, er müsse die Eddalieder gesammelt oder gedichtet haben, und nannten die Edda nach ihm, Sämundaredda!

Das kleine, tapfere isländische Volk aus norwegischem Stamme, vom geistlich beherrschten Mittelalter schließlich preisgegeben und verlästert (Islands Hekla als Eingang zur Hölle usw.), hat der Welt gezeigt, wie man gegen diesen Verlust des Geschichtsbewußtseins sich um der Freiheit willen wehrt – und wie man ihn wieder gut machen kann. Es hat nach der lateinischen Gleichschaltung in seinem ersten christlichen Jahrhundert mit ursprünglicher Kraft sein eigenes Wissen um Vergangenes ans Licht geworfen, es hat in Edda und Saga viel geborgen für sich und uns alle, was anderswo verloren gegangen war, und was auch eine seltsam irrende gegenwärtige „Kritik" nicht um seinen historischen Zeugnis-Wert bringen wird. Es hat den Lockungen zur Selbstpreisgabe widerstanden, trotz stets fortschrittlicher Bereitschaft zur Teilnahme am Gang der Dinge in der Völkerwelt; ihm blieb der ihm und seinen Schätzen zugedachte „Kreuzzug" (durch Herzog Skule) durch die Wachsamkeit isländischer Männer am norwegischen Königshof erspart, und es hat – als dann doch die große Nacht über die Insel kam – seine alten Schätze im Herzen behalten wie kein anderes Volk, es hat sie trotz der Wegschaffung nach Kopenhagen (wo sie zum Teil verbrannten) nie vergessen, nie zu lieben aufgehört, sich an ihnen neu aufgerichtet und in vollem Bewußtsein seiner ganzen – heidnischen wie christlichen – Vergangenheit sich die neue Freiheit errungen, – übrigens mit entscheidend wertvoller Hilfe eines großen deutschen Rechtshistorikers und Nordisten, der ein durchaus noch heute wichtiges Buch über die „Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum" geschrieben hat (Konrad Maurer), und mit inniger Anlehnung an unseren deutschen Freiheitsdichter Friedrich Schiller, dessen schwerste und reifste Gedichte man heute auf isländisch lesen kann, und dessen Marquis Posa oder Tell wohl jedem Isländer „aus dem Herzen" redet.

Das isländische Beispiel zeigt, daß es nicht auf die Volkszahl ankommt, wenn es gilt, die Freiheit mithilfe des Geschichtsbewußtseins zu verteidigen oder neu zu erringen, wie wir Deutschen es tun müssen im Kampf um eine historisch gegründete Wiedervereinigung in Freiheit. Es kommt auf die völkische Sicherheit an, und auch ein kleines Volk – auch eine Minderheit – kann für das Ganze und für die Völkerwelt die Freiheit retten. Denn eine Gruppe von Menschen, die wissen, wer sie sind und wo sie stehen, vermag viel in der kenntnislosen Menge und der schwankenden Zeit. Einer, der fest steht, zieht hundert Erschütterte an, und ein freiwillig zu seinem Kampf Verpflichteter wiegt hundert abgerichtete Söldner auf.

Das „Selbständig-Kämpfen" war ein befreiender Befehl im ersten Weltkrieg, als der Nachschub versiegte und ein Kompanieabschnitt von dreißig Männern gehalten werden mußte. Wie sehr gilt das auch im geistigen Kampf. Die „Sektierer" schauen wie gebannt hinein in ihren engen Kreis, Rücken an Rücken gegen das feindliche Draußen, und lassen es Hiebe regnen auf ihre Rücken und beschwören einander ihren eingelernten Glauben, bis sie fallen, denn sie streben nach eigener Seligkeit und hinaus aus Volk und Staat. Die Freien aber, die an die Volks- und Völkerfreiheit auf dieser Erde denken, haben nur hinter sich im Rücken die nährenden Ströme ihres Wissensgutes, ihrer Gemeinschaft, ihrer Ahnen, ihrer wegeweisenden Wahrheitskünder und immer vor sich die zu gewinnenden Brüder oder den zu bekämpfenden Feind, dem sie den Boden abgewinnen wollen, der ihm nicht gehört. Sie brauchen sich ihre „Rechtgläubigkeit" nicht anders zu versichern als durch die Tat. Sie haben, was von Hause aus jeder Deutsche hat, im Herzen und kein geheimes Studium nötig, sondern das weckende, freie Wort und das vorbildhafte Leben. Sie bilden keine Lesezirkel hinter den Fronten oder über dem „dummen" Volk, sondern stets volkoffene Tatgemeinschaft in der Wahrheit, die für alle ist, wenn sie nur frei sein wollen.

So ist auch unsere Stunde günstig. Die Jahre deutscher Zerrissenheit und des Fehlens jeder gemeinsamen Geschichtsbesinnung scheinen bald vorüber zu sein. Es scheint auch bezüglich des geschichtlichen Bewußtseins die Sonnenwende da zu sein, wo nun das lange angehäufte und nur noch einmal zurückgedrängte und von einer schweren Schuld verdunkelte Wissen um eigenes Herkommen und eigenen Weg zur Reife kommt und Früchte bringen kann für ein wieder in Freiheit sich einigendes, geläutertes Volk. Da genügt es nicht mehr, Potsdam und Weimar und Wittenberg heraufzubeschwören oder die Kaiserpfalzen und Dome. Potsdam ist belastet mit einer neuen, furchtbaren Erinnerung. Das edle Weimar tönt nicht mehr

so klar wie einst den Zweiklang weltweiten Denkens und völkischer Pflicht. Der deutsche Idealismus kam auf die Anklagebank der Nachkriegstribunale, genau auf den Platz, wo erst der römische Geßlerhut lag; Thomas Mann und „Lotte in Weimar" bekamen sowjetzonal den Goethepreis, und das Nietzsche-Archiv und was alles von dort als „Wille zur Macht" von einem Diktator zum anderen ging, ist mit Cäsarenliebe belastet und läßt sich schwer wieder „volkseigen" machen. Aber Wittenberg hat mit den Hohenzollern schon den ersten Weltkrieg verloren und gilt der einen wahren Kirche mehr denn je als Irrtum und Torheit, trotz aller versöhnlichen Lutherbücher, es müßte denn sich selbst preisgeben und sein Christentum für vereinbar erklären mit der neuen Göttin Maria und anderen Wundern. – Wir wissen wohl, daß wir auf nichts verzichten dürfen, daß auch Teilheiligtümer eines Volkes ihren Wert haben – aber wir müssen um einer letzten Einmütigkeit willen doch noch einmal tiefer hinab in die gemeinsame Geschichte, in ein Elternhaus, aus dem wir alle stammen und das vielen Völkern, nicht nur uns, vertraut und heimatlich ist. Es ist nicht ohne besondere Bedeutung, wenn gerade jetzt wieder die Indogermanenfrage neu belebt wird durch die europäische Flußnamenforschung, „die Sprachverwandtschaft im alten Europa" (Hans Krahe, Heidelberg 1951) vom mitteleuropäischen Bereich aus neu verstanden wird, und wir bedenken, daß jener uralte indogermanische Name für Volksgemeinschaft, Volksland und Staat (teuta) in unserem deutschen Namen noch lebt.

So behält eine Geschichtsbesinnung bis ins Germanische und weiter zurück einen völkerverbindenden Wert im Sinne gemeinsamen Ursprungs; und wir beschwören die Germanen nicht herauf, um frühere Übertreibungen und Torheiten zu erneuern oder gar schändliche Verbrechen zu rechtfertigen, die unter einem hervorgeholten germanischen Zeichen leider begangen wurden, ehe man wußte, was germanisch ist. Der „furor teutonicus" war schon einstmals mehr ein Zwischenprodukt zwischen dem römischen Limes und dem Frieden der chaukischen Bauernhöfe, und weder Sigfried-Armin noch Widukind noch Götrik noch Tell waren Berserker. Kettenhunde, die ein Herrenwille wie der des Harald Schönhaar von Norwegen auf die Verteidiger der Freiheit hetzt, sind nicht maßgeblich germanisches Kriegertum. Unfreies Kämpfen und tierisches Rasen sind nachweisbar das Gegenteil von der Kampfesethik germanischer Bauernvölker, und Raubtiertriebe und Zerstörungssucht sind dort, wo die Menschen lernten, mühevoll dem Boden seine Früchte abzuringen und ihr Haus zu bauen, gewiß weniger zu Hause als bei östlichen Nomaden. Ein derbes Dreinschlagen auch im

lodernden Zorn ist Germanen gewiß nicht fremd, aber Dinge unserer jüngsten Vergangenheit wie etwa die angeblich spontane Aktion der sogenannten „Kristallnacht" oder das verabscheuenswerte Quälen und Morden wehrloser Gefangener war jenen Heiden nachweisbar fremder als späteren Zeiten und wurde in diesen bis zuletzt wohl meist von Menschen befohlen, die Rom der Herkunft nach mehr verbunden waren als dem Norden.

Wenn man das germanische Kriegerethos und Heldenvorbild sich vergegenwärtigen will, mag man ruhig des nordischen Sigurd gedenken, der im Eddalied stolz die selbstsüchtige Bewunderung Regins nach der Bezwingung des Drachen zurückweist mit den Worten:

„Man weiß es nie, wenn alle Sieggöttersöhne zusammenkommen, wer dann der Kühnste ist. Vielfach ist derjenige kühn, der das Schwert nicht rötet in eines anderen Brust."

Und als der listige Zwerg Regin sich rühmt, dem Helden das zerschlagene Schwert des Vaters zur Tat geschmiedet zu haben, sagt Sigurd nur:

„Mut ist besser als des Schwertes Macht, wenn Zorngemute streiten. Denn einen schneidigen Mann seh ich tapfer erkämpfen mit stumpfem Schwerte den Sieg."

Vielleicht ist das Ethos in diesen Worten auch heute ganz brauchbar. Der Sprecher der Dienststelle Blank erklärte neulich in einer Art Dementi, daß konfessionelle Momente bei der Personalauswahl für das deutsche EVG-Kontingent selbstverständlich keine Rolle spielten. (Vgl. dazu „Quell", Folge 11/52: „Der Offizierstyp im kommenden Heer: katholisch?"). Aber: „Die Mitarbeit der Kirchen für die Entwicklung eines neuen soldatischen Ethos werde jedoch begrüßt." Wir sind in Sorge, ob diese Mitarbeit ein „soldatisches Ethos" zustande bringt. Welches soldatische Ethos zeigt etwa das an sich wertvolle, seit seinem Erscheinen 1951 vielfach aufgelegte und in drei Fremdsprachen früherer Kriegsgegner übersetzte Buch des Theologieprofessors Helmut Gollwitzer, das den Titel führt: „Und führen, wohin du nicht willst"? Der Verfasser geriet als Sozialist und Nachfolger des Pastor Niemöller ins Heer und als Sanitätssoldat in sowjetrussische Gefangenschaft, wo er umworben wurde, aber den Bolschewismus genauer kennen lernte und geistig überwand, die Bibel in der Hand. Er schreibt viel ergreifend Echtes und Wahres aus seiner Leidenszeit und über das Gefangenenleben, aber was er als kriegsgefangener deutscher Soldat an soldatischem Ethos kund gibt, ist einigermaßen beschämend. Er fühlte sich mitschuldig, weil er sich „diese verhaßte Uniform hatte aufdrängen lassen." „Ich konnte nicht meinen, daß irgend welche früheren Verdienste im Widerstand gegen das Dritte Reich mir jetzt vor Gott und den Menschen einen

Anspruch gäben, bevorzugte Verschonung zu fordern, denn ich hatte mir ja die Uniform Hitlers anziehen lassen, – und mochte ich es zehnmal mit freiem Gewissen getan haben." – „Wir hatten davon gelebt, wir hatten gegessen, während die Zivilisten hungerten, während die Kriegsdienstverweigerer ins Gefängnis kamen" usw. Und von seinem Kompanieführer, der an den Sieg glaubte, schreibt Gollwitzer: „Wahrscheinlich war er dumm genug, es selber zu glauben, oder deutsch genug, um zu glauben, was von oben als Glauben gewünscht wurde." – Vom Soldatentum sagt er: „Der Soldat ist der Massenmensch ‚par excellence', weil er nur tut, was er muß", und er meint, man solle ihn deshalb ruhig mit dienstlichem Druck zum Kirchgang veranlassen.

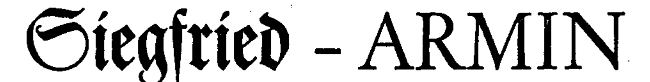
Es scheint mir doch sehr fraglich, ob diese Probe aus einem ins Englische, Holländische, Französische übersetzten, kirchlich gefördertem Heimkehrerbuch oder so manches, was sonst in der theologischen Literatur zum Thema Soldatentum, Kriegsdienstverweigerung, Kreuzzug usw. gesagt wird, geeignet ist, ein sicheres „soldatisches Ethos" zu schaffen. Zweifellos hilft da der Armin in jenem Berliner Museum eindeutiger und besser, selbst wenn er in Stalins Schatten steht, vielleicht, weil er noch Heide war, ein ungebrochener Sohn eines ungebrochenen Volkes. Und so wie im Hinblick auf den Wehrwillen könnte man auch in Hinsicht auf manches andere das Altertum benötigen, um klarere Maßstäbe zu bekommen. Man denke, was unsere Helden- und Göttersage und alle alte Kunde berichtet über die Gegenseitigkeit der Verpflichtung von Führern und Gefolgschaften, über die Freiheit der Frauen, über die Bewertung der Kinder, über die Treue der Freundschaft, über die Ehre, über die Sippenbindung, über den Wahn der Macht, die auf Kosten der Liebe lebt, und über die großmütige, freie Beherrschung des Goldes, – das uns beherrscht.

Nicht weit von hier, in Deutschlands Mitte, ist jene Stätte, wo der Frankenkönig Karl eine Irminsul der Sachsen einst zerstörte, jenes seltsame Symbol einer Säule, die „gleichsam das All trägt", das Himmelsdach der Erde, nach dem Bilde der Giebelstützen, die den Firstbalken des Hausdaches trugen. Vor allem Jost Trier, Münster, hat die weltweite Verbreitung dieses Gedankens und Symbols bei vielen Völkern und seine Übernahme dann durch das Christentum (Heilige als Irmensäulen usw.) dargetan. Er hat jenen Augenblick im Leben ferner Vorfahren aufgezeigt, wo sie ihre religiös erlebte Haus- und Herd-Heiligkeit und Geborgenheit ausweiteten in die Welt hinaus und sich die Ordnung des Himmelshauses in Einklang setzten mit der sittlichen Ordnung im Menschenhaus, weshalb der Norden das Wort „heimr" für Heim und Welt zugleich verwandte.

Dies ist gewiß kein Gedanke, der Völkerkriege entfesseln kann oder Kreuzzüge befiehlt im Kampf für den „richtigen" Gott. Es ist ein bei den in vorbildlicher innerer Ordnung lebenden heidnischen Sachsen und vielen anderen verwandten Völkern bezeugter Friedensgedanke, der allen Völkern in Freiheit Raum gönnt auf der Erde. Unter diesem Sinnbild der Irmensäule (s. m. Schrift und die Arbeit von Ferd. Seitz) blieb jedem unbenommen, sich das Göttliche in seinem Willen und im kosmischen Geschehen nach seiner Weise zu denken; gefordert ward nur unabweislich ein Widerstand gegen zerstörende Mächte, gegen das Chaos.

Man wußte einst: Nur Ordnung im eigenen Hause wirkt Ordnung in die Welt; nur Frieden in der eigenen Brust gönnt Frieden den anderen; nur Lebenskraft, die ihres Ursprungs gedenkt und Wurzeln hat im eigenen Grund, ist der Sonne wert und kann zu eigener wie anderer Freude gedeihen, ohne fremdes Eigentum zu begehren. Dies alles gilt noch heute. Also brauchen wir wieder die Ordnung im eigenen Hause und den Frieden in den verwirrten und getriebenen Seelen, wir brauchen vor allem die reineren Herzen der Jugend, die Ordnung in sich selber haben, noch unvergiftet von der widerlichen Verkehrung der in sich ruhenden Liebe in Unterwerfungssucht, in Diebstahl und Raub an der Ehre des anderen. Wir brauchen wieder die befriedeten und eben darum reich schenkenden Herzen, und den seiner herrlichen Möglichkeiten – und Grenzen – froh bewußten, klaren Geist, wir brauchen das senkrechte Lebensgefühl der Beständigen, statt des Umgetriebenseins der Herdentiere. Und wir brauchen ein inneres Heiligtum im Land und im Rücken der kämpfenden Fronten, wie jedes Volk, nach J. G. Herders Worten: „den Mittelpunkt seiner Glückseligkeit in sich" habe, wie die Kugel ihren Schwerpunkt. Wir wollen beitragen, ihn wiederzufinden, nichts umgehen, nichts leugnen, nichts schmähen, was je ein deutsches Herz mit Glauben erfüllte. Aber wir wissen: Wenn jetzt doch bald einmal die Zonengrenzen fallen und unser Volk zusammenfindet im Politischen, bleibt viel zu tun, damit es der Anfang einer ganzen Gesundung werde und daß die Wunde sich endlich schließt. Deshalb brauchen wir zur Freiheit von morgen den freien Blick auf unseren g a n z e n Herkunftsweg nicht nur bis dahin zurück, wo die Eiche noch stand, die Bonifaz angeblich fällte, – denn sie grünt d o ch fort!

So frei, wie der Quell, der aus der Erde rinnt, ist ein Volk in dem Augenblicke, da es sich seines Ursprungs ohne Zwist im Innern frei bewußt wird.



Siegfried – ARMIN

Dichtung und geschichtliche Wirklichkeit

96 Seiten, 10 photographische Aufnahmen,
10 Textzeichnungen, 2 Karten, DM 3.30

Ulrich von Motz verficht nicht tendenziös irgendeine neue These, sondern er legt die seit über hundert Jahren zur Gleichung Siegfried-Armin und zur Deutung von Drachenkampf und Varusschlacht vorgebrachten Argumente mit ordnender Hand und klärendem Verstande dar, verknüpft sie sinnvoll, bescheiden und urteilssicher zu einer klar übersehbaren und allgemein verständlichen Beweisführung, macht jedem, an diesem so wichtigen Thema Interessierten das Wesentliche deutlich und weist mit ansprechenden Vermutungen über den bisherigen Meinungsstreit hinaus.

Die vorliegende Arbeit ist in ihrem Hauptteil der Frage gewidmet, ob die Hypothese, der Sagenheld Siegfried sei der Sieger der Teutoburger Schlacht, noch immer anfechtbar ist. Dabei legt der Verfasser Wert auf gewisse, zu wenig beachtete Dinge, so z. B. auf die noch im 12. Jahrhundert bekannte Stätte der Drachentötung „die Gnitaheide", auf die Bedeutung Soests für die Sagenbildung, auf die Frage, wieweit die „Hunen" der isländischen Überlieferung von den Hunnen zu trennen sind, u. a. m. Besonders bedeutsam ist die Behandlung des Hildesheimer Silberfundes (Tafelgeschirr des Varus?) und die Erörterung über den zu vermutenden Mörder Armins.

Der Vorzug dieser handlichen Darstellung liegt aber gerade darin, daß der Verfasser nirgends seine Meinung aufdrängt, sondern nur durch Darbietung des Wesentlichen im bisherigen Streit und durch eine scharfsinnige und kenntnisreiche Weiterführung begonnener Gedankengänge das Feld zur weiteren Klärung neu eröffnet, und dem denkenden Leser endlich einen zwanglosen und natürlichen Ausgangspunkt für ein Verstehen der so unsinnig mißverstandenen Sage und der so ungerecht verdunkelten Gestalt unseres ersten Freiheitshelden liefert.

In einem „Anhang" beschäftigt sich v. Motz dann noch mit den antiken Quellen zur Varusschlacht und mit dem so schwierigen und umstrittenen Problem der Örtlichkeit der Schlacht. Gerade für den vorwiegend historisch interessierten Leser dürfte dieser „Anhang" ganz besonders wertvoll sein.

Die Wichtigkeit der Schrift ist gerade jetzt, nach einem Kriege, der unseren Mangel an klarer geschichtlicher Erkenntnis des Gegensatzes: Freiheitskampf und Unterjochungskrieg deutlich fühlbar gemacht hat, gar nicht zu überschätzen.

Verlag Hohe Warte, Franz v. Bebenburg, (13b) Pähl



